

den Alten Wein nie ungewässert getrunken wurde.<sup>1)</sup> Man wird aber auch in dem Capitulare 817 ubi autem vinum non est, unde emina datur, duplicem eminae mensuram de cervisa bona<sup>2)</sup> Benedicts milden Geist wirksam finden.

## Hermann von Gilm.

Nach seinen Gedichten gezeichnet von P. Tezelin Halusa, O. Cist.

(Schluss zu Heft II.—III. 1901, S. 309—320.)

Liegt die Grösse und Bedeutung der geharnischten Verse Gilms „in dem starken, treffenden Ton, der Wucht des Angriffes und der Zielsicherheit, mit der derselbe geführt wird, so zeichnet die grosse Zahl seiner Liebeslieder eine ungemein zarte, oft unsagbar milde Stimmung aus, so dass man oft wirklich daran zweifeln möchte, dass diese und jene aus derselben Feder stammen“ (H. Greinz). Sein Heimatland Tirol, das sangesreichste unter allen österreichischen Ländern, hat mit seiner Erhabenheit und Grossartigkeit, seiner wilden Schönheit und idyllischen Anmuth dem Dichter vielfach das Herz so märchenhaft erklingen gemacht und ihm seine Farbenpracht geliehen. „Seine ersten poetischen Versuche, führt A. W. Ernst aus, bewegen sich deshalb auf dem Gebiete leichtgeschürzter Naturlieder. Er beginnt seine Gedichte gewöhnlich mit einem Bilde oder einem Vorgange aus der Natur. Anschauung und Empfindung sind die Hauptgebiete seiner Dichtung, während sie sich zur reinen Gedankenlyrik verhältnismässig selten krystallisiert. Er bietet eine solche Fülle lyrischer Motive, wie kaum ein zweiter deutscher Dichter. Alles funkelt von Schmelz und Farbenpracht wie eine Wiese im Morgenglanz Mühelos, fast ungewollt hat der Poet die ihm zuströmende Bilderpracht zu Rhythmen geformt.“ Der Rath Lessings im Laokoon, nicht durch trockene, ermüdende Aufzählung der sinnenfälligen Merkmale, sondern durch die Wirkung die Schönheit beispielsweise zu schildern, ist bei Gilms inniger Naturbeseelung Pathe gestanden: ein abgeschälter, für nichts nützer Weidenbaum weiss ihm eine Reihe von Dingen und Träumereien zu erzählen, die ein gewöhnlicher Sterblicher kaum zu ahnen vermag. Die Blumen, die sonst alltäglich bei Sonnenuntergang zu beten pflegen, vergessen plötzlich darauf, da sie auf einem Söller ein schönes Mädchen erblicken. Die Vöglein singen und beten, bei der Wandlung aber

<sup>1)</sup> Ehedem war in Loeri ein Vergehen dagegen zur Hintanhaltung der Trunksucht von Staatswegen bestraft worden. Bei Iw. v. Müller, Handbuch des class. Alterthums einmal eine Anmerkung.

<sup>2)</sup> Fossati l. c. S. 97.

schweigen sie, indes die Blumen ihr Haupt neigen und selbst die ungläubigen Tannen an Jesum Christum glauben. Die Jochlilie steht hoch wie auf einer Kanzel und nickt hin und her, als ob sie Christenlehre hielte. Die Berge Tirols, seltner Treue Zeugen, stehen bald stolz und aufrecht da wie der Siege gegossene Säulen, bald beugen sie sich ins Thal, wie besorgte Mütter an der Wiege ihres Kindes. Der Sonnenschein tritt auf das nasse Moos mit Silberzehen oder er wandelt küssend im Garten umher; sein Strahl jagt die Schatten im Walde und auf den Blumenmatten und steckt die goldnen Nadeln in die Aehre. Wenn es Abend wird, treten die Sonnenstrahlen leise aus dem Walde; sinkt aber der Thau vom Himmel, so wird es laut im Blumenreigen; es singt und jubelt in den nassen Zweigen, als hätte jedes Blatt ein Lied getrunken; und während rings die Wolkenrosen blüh'n, reicht jenem Sterne, der im rothen Kahne der erste droben schiffet, die Tulipane den hellen Amethystenbecher hin. Indes das Kirchlein Ave Maria flötet, steigt der Mond herauf, des Himmels Rosen völlig auszulöschen; da beginnen nun die Blumen ihre rothen Zelte in den Schnee ihres Blütengrundes zu schlagen und die Fichten zu träumen, während die Wasser bei Sternenschein im Thal des Himmels letzte Gluten verschiffen und die Linden noch spät abends ihre Kränze binden, morgens den jungen Tag damit zu begrüßen. Endlich:

Aus dem Walde tritt die Nacht,  
An den Bäumen schleicht sie leise,  
Schaut sich um im weiten Kreise —  
Nun gib acht!

Alle Lichter dieser Welt,  
Alle Blumen, alle Farben  
Löscht sie aus und stiehlt die Garben  
Weg vom Feld.

Alles nimmt sie, was nur hold;  
Nimmt das Silber weg des Stromes,  
Nimmt vom Kupferdach des Domes  
Weg das Gold . . .

Wenn der Frühling grosse Osterblumenmesse hält und im Nadelholze im flüssigen Gold des Harzes bohrt oder aber im stolzen Mädchen nach dem Sold der Thränen, da schlingt die Weide ihren zarten Arm um den Dichter, Knospenaugen öffnen sich, Schwalben rufen ihn beim Namen, die Pfirsichblüte grüsst ihn sitzsam mit halb offenem Rosenmund. Steigt er weiter zu Thal, so sieht er sich oftmals leise weinend um, unterlässt es aber dennoch nicht, die Rosen an die Zäune zu hängen und der Blumen lächelnde Gesichter zu schmücken, während die Auerhenne wieder sorglos vom Birkenweine trinkt, und die Berge wie horchend in des Thales weitem Rund stehen:

Es klopft mit zärtlichem Gekose  
Der Wind an die geschloss'ne Rose:  
Wach auf, wach auf, du Schläferin!  
Da wirft sie weg die seidnen Decken  
Und sieht mit jungfräulichem Schrecken,  
Dass sie des Tages Königin.

Zweifelsohne sind Gilms erotische Lieder grossentheils schön und formvollendet, seine Naturlieder, namentlich wenn er die Natur mit Localfarben malt, zart, duftig, fast bestrickend. Das sein und ihr Lob im Lapidarstil, das freilich eine Kette tadelnder Bemerkungen schmälert. Zuweilen vergreift er sich nämlich in den Farben seiner Palette und liefert bloss verworrene Farbstücke, die des Guten zuviel bieten; dann wieder ermüdet er durch eine gewisse Monotonie der Gedanken, der Bilder und des Ausdrucks oder er schädigt sich durch Uebertreibungen, Bombast und rhetorischen Schwulst oder aber er sinkt zu prosaisch-nüchternen Wendungen herab und manipuliert mit logischen Bindewörtern, die nicht nur störend wirken, sondern dem Gedicht allen Stimmungsduft rauben. Bisweilen trüben fehlerhafte und unschöne Zusammenziehungen die Reinheit und Schönheit der Sprache, oder es entschlüpfen ihm unreine, gewöhnliche und selbst triviale Reime oder es fehlt bei Vergleichen und Satzverbindungen der innere Connex, wenn nicht etwa der Wohl laut ausgeblieben und Plattheit dessen Stelle vertritt, abgegriffene Redensarten und Flüchtigkeiten und das ziemlich häufige sogenannte Enjambement das Gastrecht der Poesie allzusehr missbrauchen. Freilich sind dies insgesamt keine himmelschreienden Vergehen wider die Muse, besonders da sich manches hievon mit Gilms Naturell entschuldigen lässt, das zu sanguinisch, leidenschaftlich war und sich darum nur zu oft überstürzte; da ihm ferner der Born der Poesie zu Zeiten also unerschöpflich und anhaltend floss, war er nicht immer imstande, das Meer von durcheinander wogenden und wallenden Empfindungen und Stimmungen voll Besonnenheit zu bewahren und voll Ruhe aus demselben zu schöpfen. Der Dichter selbst vertheidigt seine Formfehler in einem der „Zeitsonnette“ dahin:

Wenn ich den Reim aus harten Stoffen schaffe,  
So kann die Kette werden eine Waffe,  
Drum leg' ich an die Lieder keine Feile.  
Hat wohl Alcid geglättet seine Keule?  
Ich kann nicht süß und Jesubrünstig klagen,  
Ich muss den Feind mit meinem Reim erschlagen.

Vielleicht sind ferner manche Stimmungen und Leiden deshalb mit denselben Farben gemalt, mit denselben Worten oder nur zu ähnelnden Ausdrücken wiedergegeben, weil der Dichter, ohne es zu wollen oder seines Vorgehens sich so recht

eigentlich bewusst zu werden, in ähnlichen Situationen bei sich selbst eine Anleihe machte und in die schon früher betretenen Geleise einlenkte. Kaum eine Entschuldigung aber verdient, wenn sie es nicht etwa in der Entstehungszeit findet, die Productionsweise des Dichters, der zu Zeiten die Muse zu Hofmeistern versuchte und wie auf Commando in fünf Minuten ein Liedchen hinwarf oder sechs Gedichte in einem Tag zu Papier brachte oder endlich den nicht nur mehr als bedenklichen, sondern geradezu verwegenen Plan auszuschrotten wagte, die Märzenveilchen derart entstehen zu lassen, dass er jeden Tag aus dem engbegrenzten, abwechslungs- und stoffarmen Gebiet des blauen Blümchens ein Gedicht aufsprossen liess und es wirklich auf achtzehn Frühlingsknospen brachte. Ihm war es eben nicht selten bloss darum zu thun, flüchtig Liedperle auf Liedperle ans Tageslicht zu schaffen, wie Ernst schreibt, aber er nahm sich hiebei und auch später nicht Zeit, ihnen durch sorgfältige Bearbeitung jenen Perlmutter-schimmer und Strahlenglanz zu geben, der unter ihrer staub- und schlammbedeckten Hülle gleichsam dem Sonnenlichte sich entgegensehnte. Heine, von dem Gilm nicht bloss die melodiose, leichtbeschwingte Grazie der Verse, sondern auch mancherlei bedauernswerte Unarten entlehnt, sowie Horazens „nonum prematur in annum“ hätten ihn wohl leicht eines Bessern belehren können, aber Zeit- und Streit-Gedichte lieben nicht die Enge des Schreibepultes und vieljährige Dressur, sondern die grosse Welt und den Lärm der Menge, gleichviel ob ihr Röcklein fadenscheinig, altmodisch oder so bundscheckig aussieht wie eine colorierte Karte von Alldeutschland oder Parcivals Narrenkleid, denn nur der Augenblick ist ihrer; ihn müssen sie deshalb wahrzunehmen und weidlich auszunützen trachten.

Man mag Gilm bloss oberflächlich oder mit der Lupe des Herzen- und Nierendurchforschers betrachten, immer präsentiert er sich als voll Feuer und Leidenschaft, als eine Wiese bei Morgenthau, in dem sich die Frühsonne bricht, als ein Wald, in dem tausend Sänger — neben Eulen und Uhus nisten. Der noch in die Universitätszeit hinaufreichende Cyklus „Märzenveilchen“ (1836) bringt eine Reihe zarter, tiefempfundener Lieder, ohne Misston, voll Unverdorbenheit und unentwöhnter Aufrichtigkeit. „O dass sie ewig grünen bliebe“ durchzieht sie wie ein leiser Frühlingshauch. Gilms eigenartige Naturauffassung, sinnige Betrachtung und Vertiefung, sowie ein Vermögen, die ihn umgebende Natur zu beseelen und die hieraus gewonnenen Eindrücke und Gefühle mit Worten gleichsam auszuschöpfen, kann nicht entgehen. Der Meister spricht allerdings noch nicht aus diesen Klanggeistern, doch stimmen sie die Erwartung höher. Die seelenvollen, innigen Lieder aus der „Sommerfrische in Natters“

bekunden, dass der Dichter den zarten, mädchenhaft-scheuen Ton ausserordentlich schön zu treffen vermag und die besondere Begabung besitzt, sich in das Denken und Fühlen einer sich eben erschliessenden reinen Frauenseele mit der Gewandtheit eines Chamisso hineinzuleben und wiederum die Natur zur lebendigen Theilnehmerin an seinem stillen waldeinsamen Glück und zum unerschöpflichen Gleichnis der von ihm Besungenen zu machen. Zartheit, Duft und Farbenhelle zeichnen diese Liedchen aus, deren Bilder an Originalität, die Farbengebung an Leuchtkraft und des Dichters Empfindungswelt an grösserer Mannigfaltigkeit und Tonfülle gewonnen haben, was einen löblichen Fortschritt des Dichters bedeutet. „Theodolinde“ bringt im Eingang eine ergreifende Todtenklage um die allzufrüh verblichene Mutter, dann den Dichter in seiner Zerrissenheit, seinem Liebesweh, seiner elementaren Leidenschaft, voll Weltschmerz und schriller Dissonanzen, voll rhestorischem Pomp und überladendem Prunk, aber auch voll wahnwitziger, hassgetränkter Ausfälle wider jene, „die nach sternenerer Nacht den hungrigen Wölfen gleich, sich sehnen und zittern bei der Morgenröthe Pracht,“ wider „die argen Wölfe in dem sanften Kleid des Schafs,“ auf die er darum seinen „Dichterfluch“ herabrufft. Gilm hat hier stärkere, leidenschaftlichere Töne angeschlagen, doch das finstere Hadern mit dem Geschick und die Blitze aus dem zornfunkelnden Auge verwirren den Leser, der seinen Trotz und seine ehernen Rufe wider feindliche Phantasiegebilde nicht verstehen und glauben kann. In den durch Originalität, Leidenschaft und Farbenglut ausgezeichneten „Liedern eines Verschollenen“ klingen noch all diese Affecte nach, die sich in üppiger Sprache und prangenden Bildern ihre Bahn gebrochen. Doch findet der Dichter, durch den Schaden ein wenig klug gemacht, bereits neue Wege zu neuen Zielen indem er von der Manier, seine wirklichen und eingebildeten Leiden nach dem „Muster Heine“ mit den bekannten Hausmittelchen zu stillen, sich merklich loslöst und ungestüm nach Speer und Schild ruft, um in den Jesuitenliedern mit teutonischem Furor zu wüthen, wie ihn über den gleichen Gegenstand nur noch A. Pichler fertig gebracht. Denselben Geist und Hass wie diese Gedichte athmen die derselben Periode angehörigen „Zeitsonette aus dem Pusterthal,“ ein „Hahnenschrei“, der „die blinde Eule“ vertreiben soll, dabei eine Erweiterung des poetischen Gesichtskreises, indem neue Motive und neue Gedanken auftauchen, alte variiert werden. Von frischem, echt volksthümlichem Geiste getragen sind die „Tiroler Schützenlieder“, Gelegenheitsgedichte voll Pathos, trefflich in der Naturmalerei, besonders in den Localfarben, weihevoll durch ihre Heimatsliebe, überraschend wegen Gilms ausgesprochener Vaterlandsliebe und Kaisertreue, auffallend durch ihre grossdeutsche

Gesinnungsart. Den Gipfel Gilm'scher Liebeslyrik bezeichnen die „Sophienlieder“. „Dieser Cyklus,“ sagt Ernst, „der sich durch seine massvolle Empfindung von den Ueberschwenglichkeiten und den gekennzeichneten hohlen Declamationen des Theodolinde-Reigens vortheilhaft unterscheidet, enthält Gilms populärste Liederstrophen,“ die nur der curiose Tiefspruch stört: „Wenn wir unsern Gott nur finden, wie und wo, das ist das gleiche.“ Eine Art Fortsetzung der Sophien- und Schartellieder bilden die „Sonette an eine Roveretanerin,“ die der Süden mit seiner Glüt, seinen jähen Zornes- und Hasseswellen und seiner glühenden Sinnlichkeit angefüllt hat. So sehr sie durch die wunderbar fein ausgeisseelte Architektonik bezaubern und blenden, durch ihre Heimatsliebe erheben und durch elegische Töne erschüttern, so sehr widert die Gehässigkeit des Dichters, seine schale Politik, der leidenschaftstrunkene Blick und insbesondere seine Schwäche an, indem er mitten unter klirrenden, streitbaren Zeilen winselt:

Hätt' ich gewusst, es gelt' von dir zu scheiden,  
Ich wär' den Weg der Freiheit nicht gegangen.

Manche der Balladen besitzen Lenau'sche Anschaulichkeit, Freiligraths Wortkühnheit und brennendes Colorit, viele der vermischten Gedichte den sinnlichen Reiz der Sprache Geibels und Uhlands sonlige Sittsamkeit, ein und das andere Gelegenheitsgedicht das Stroh des drängenden Augenblicks.

Auf Gilms Stellung zur Kirche wurde zwar bereits manches Streiflicht geworfen, nichts destoweniger verdient sie nochmals ein Wort, weil sie verschiedene Entwicklungsphasen aufweist. Die Jugenderziehung war durchaus auf sittlich-religiöser Grundlage aufgebaut, wie denn zwei seiner Brüder Priester geworden, Ferdinand von Gilm, mit dem er stets liebevoll verkehrte, als Landesbauptmann-Stellvertreter von Vorarlberg ein hervorragender Führer der katholischen Partei war, und eine Schwester „mit neunzehn Lenzen“ das Kloster erwählte. Noch in späteren Jahren kann er sich entsinnen, wie ehedem die Mutter abends stets „ein Kreuzchen“ ihm fromm „auf Stirn' und Mund“ zeichnete, wie in „der Kindheit Dämmerungen“ die Stimme des Schutzengels ihm, „still im tiefsten Herzen drinnen“ geklungen, bis sein „irdisches Verlangen“ „das himmlische vertrieben.“ „Einsam und verlassen“ warf er sich denn nun wild „in die Arme dieser Welt“ und ergab sich einem religiösen Indifferentismus. Uebte er vorher denn frommen Gebrauch des Weihwassers, betete und beichtete er dereinst „in dem deutschen Dom“ oder stieg auf „steilem Pfad zum Wallfahrtsort“ hinan, daselbst „im Kirchenstuhle zum Gnadenbilde“ „andachtvoll“ emporzuflehen, war er einst „im Tempeldunkel“ von der hehren Feier des Opfers überwältigt, so liess er von nun an die Kirchenglocken ihn vergeblich laden

und hielt seine Andacht im Freien, „denn draussen rufen Kampf und Streit“ und „Neue haben keine Zeit den Alten gleich (in Kirchen und Capellen) zu träumen:“ als „Dichter steht ihm überall der Himmel offen“.

Das hab' ich dem Lied zu danken,  
Das mich der Art benedeite,  
Dass ich aus der Kirche Schranken  
Mich und meinen Gott befreite.

Doch hat er deren Lehre und Heilsapparat mit hinübergenommen ins freisinnige Lager und bedient sich nun derselben zu spöttischen Reden und höhnischen Randglossen. Die hl. Jungfrau ist ihm „Mutter“ geliebt, doch bittet er sie, das Werk im Vaterlande vollenden zu können, um Frundsberg, „der des Hasses Gluten so heiss und minnestüss empfand wie Luther und mit dem Schwert die Harfe schlug wie Hutten.“ Er spottet über die Missionen, spottet der Nonnen, die die schöne Erde hassen und in ihrer düstern Zelle ihre Brust zermartern; verböhnt die Mädchen, die vor dem „Bilde seines Heilandes“ jammern, als wollten sie ihn „mit Thränen ertränken“ und nebenbei auf ihre Brust „jammern“, aber seine Wundmale nur darum küssen, „weil er ein Mann, nicht weil er starb am Kreuze“; er spottet darüber, bei Erkrankungen des Volkes zu beten oder die Monstranze zur Verhütung des Viehschadens in die Häuser zu tragen, denn, meint er, „nicht den geweihten Pflanzen und den Recepten alter Jesuiten,“ sondern nur den „Assekuranzen“ weicht der Teufel. Der Mönch im weissen Habit, der „mit Brevier und Kreuz beladen“ „zu dem Brünnelein voll Gnaden“ kommt, ist ebenso das Ziel seines Geifers, wie die Reliquien St. Valentins, St. Sebastian und St. Johannes von Nepomuk, der ihn darum besonders dauert, weil er den ganzen Tag „ein heilig Antlitz zeigen“ und mit einer „holden Engelsdemuth schweigen“ muss, wiewohl ihm „das Herz von Groll zerfressen“ wird. Dann wieder übergiesst er die Schwestern im Kloster zu Altenstadt mit scharfer Lauge, weil sie beim Anblick eines Brautpaares „lüstern“ geworden und der verlorenen Haare mit Schmerz gedacht hätten; oder die „schönen Büsserinnen“ in der Kirche, mit „schwarzen Schleiern vor den heissen Blicken, um nicht die Väter Jesu zu berücken, wenn von geheimen Sünden sie beginnen;“ oder endlich die „lendenlahmen Prälaten“ und „Roms Eunuchen“. Diese und die vielen verschwiegenen Schmähungen, Blasphemien und Zornesfunken wider alles Ehrbare und Ehrwürdige bezeugen, wie schlecht seiner Poesie seine Schulung bei Heine bekommen. Aber inmitten des Grolles und Zürnens, des Tobens und Tosens erwacht in seinem Herzen die Erinnerung an die friedereiche, „selige“ Jugendzeit; er fühlt sich plötzlich zum Kinde werden und, der unverständenen Freiheit längst satt,

meint er wieder beten zu können wie ehemals. Heimweh über-  
schleicht ihn und zwingt ihm das Wort ab:

Heimweh, Heimweh,  
Nach dem ersten Knabenliede,  
Nach der weissbeschwingten Taube,  
Die da war der fromme Glaube,  
Die da war der Unschuld Friede.

Das „murrende Gewissen“, das gar viele „mit Wein“ ein-  
schlälern, wirft ihm die Frage vor: Wohin, o Mensch? Obwohl  
dem „Geist des Ultramontanismus“ abhold, betet er zur himmlischen  
Frau, besucht den Kreuzweg, kauft Veilchen daselbst und trägt  
sie im schnellsten Schritt hinauf zum Muttergottesbilde, das er  
darum besonders in Ehren hält, weil er ein Gleiches in seinem  
Zimmer bewahrt. Auch sonst finden sich zahlreiche Spuren  
davon, dass der Dichter in ruhigen Stunden, wann der Hass in  
ihm schlief, die reine Frömmigkeit, wo immer er sie fand, voll-  
auf zu würdigen wusste, wie er denn die alte Zeit mit ihrem  
glaubensstarken Willen ehrt, wie ihn die Psalmen der Nonnen  
wundersam ergreifen oder wie er die Entsagung der barmherzigen  
Schwester so heldenhaft findet, da sie alles dahin gibt, was sie  
hat; wie er selbst zum Kindesglauben sich herabzulassen vermag,  
indem er beispielsweise für Zöglinge des Brunecker Ursulinen-  
klosters zur Begrüssung des Oberhirten einen Prolog dichtet über  
die Worte: Lasset die Kleinen zu mir kommen.

Gilm war, wie so manch anderer Poet vor und nach ihm,  
der Spielball seiner Launen und Schwächen und eines bösen  
Geschicks in der Gestalt sogenannter Freunde und Gesinnungs-  
genossen, ein Mensch, der gerne das Gute und Beste wollte, aber  
nicht immer die rechten Wege hiezu suchte, da ihn der Flug  
der Zeit und seine eigene Ungeduld drängten, und er oft auch  
beim besten Willen die tauglichsten Mittel nicht finden konnte.  
Erst nachdem ihn ein rastlos dahingebrochenes, erfolgloses Leben  
mit „gebrochener Schwinge“ enttäuscht aus seiner Schule ent-  
lassen, nachdem er um viele bittere Erfahrungen reicher, an  
Lebenskraft und Seelentrost aber sehr arm geworden, nachdem  
er Leib und Seele sozusagen an Lehrgeld dahingegeben, nichts-  
destoweniger aber alle seine Träume sich verflüchtigen, seine  
Ideale bankerott werden und seine lockenden Luftschlösser wie  
Seifenblasen zerstieben sah, erwachte er und fand, dass ihn eine  
Fata Morgana der traurigen Wirklichkeit geöffit, indem der kreissende  
Berg kaum mehr denn eine Maus geboren. Und so trat denn,  
nachdem die Feuer der Jugend fast gänzlich herabgebrannt, auch  
bei Gilm die Reaction ein, er wurde nachdenklicher, zahmer  
und gefügiger und legte sich in seiner poetischen und kirchlichen,

besonders jesuitischen Gesinnung eine entschiedene Mässigung auf, indem er betheuerte:

Wir wollen nicht das Gotteswort  
Und seine Tempel schänden,  
Wir wollen nur die Heuchler fort  
Aus unsern Thälern senden.

Er kam so weit zur Ernüchterung und Ermannung, dass er sich einem Mitgliede der von ihm so viel verlästerten Gesellschaft Jesu gegenüber bedauernd über seine lyrischen Rasereien geäußert hat, was ihm freilich mancher „gesinnungstüchtige“ Kampfhahn übel genommen und als traurige, unverzeihliche Schwäche, Zaghaftigkeit und Scheu ausgelegt hat, von Gilm aber sehr charaktervoll war, der misshandelten Wahrheit zu ihrem unveräusserlichen Recht zu verhelfen. Antheil an dieser fortschreitenden Sinnesänderung hatte neben Gilms Vater und der frommen Verwandtschaft auch sein intimer Freund Joseph Fessler, später Bischof von St. Pölten. Diese Factoren, verbunden mit Gilms Einsicht, dass er geirrt, brachten ihn endlich zu dem Bekenntnis: dass ein Engel die „Thaten dem Richter aller Welten muss verbuchen“, und dass „das längste Leben nicht lange genug“ dauerte, „wenn nicht dort oben eine Palme wäre, das Herz zu lohnen.“

Gilm war ein moderner Dichter, der sich selbst in seinen durchgängig einfachen — bloss ein Distichon und eine Ghasele finden sich — allem Antiken und Orientalischen fremden Versmassen als Poet der Zeit fühlte und gab. Sein Leben enthält wenig Reiches und Grosses. Enge, kleinbürgerliche Verhältnisse, eine ihm só wenig zusagende Lebensstellung, das jahrelange Praktikantenthum, seine fast fixe Idee von Verfolgung und materielle Noth haben wohl zusammengewirkt, manches Grosse, das entstehen hätte können, schon im Keime zu ersticken. Er war vorwiegend Lyriker, der „das Lied des Liedes willen“ sang, politische und Tendenspoesie war ihm sonach nur künstlich anerzogen worden. An leichter Gestaltung fehlte es ihm ebenso wenig wie an der Unmittelbarkeit des Gefühls, letzteres freilich mit gelegentlicher Beschränkung. Wer in der Verwendung der überraschendsten und seltensten, auch treffendsten Gleichnisse einen vollen Ersatz der Lyrik findet, der wird in Gilm einen Meister erkennen, würdig seiner Vorbilder und Lehrer, eines Schiller, Grün, Lenau, Rückert, Platen, Freiligrath, Herwegh, Bürger und Heine, denen er manche Befruchtung und Förderung seiner poetischen Begabung zu danken hat. Als Novelist und Dramatiker (Oswald, Verena) hat er zwar Versuche hinterlassen, doch scheint er hiefür nicht begabt gewesen zu sein, wie auch seine Balladen mehrfach zu lyrisch gehalten sind. Alles wird ihm zum Lied, zu farbenglühenden lyrischen Wunderblumen, selbst seine Prosa vibriert in werdenden

oder nachklingenden Accorden. Ein Augenblicksmensch voll unwiderstehlichem heiterstem Lebensgenuss, trinkt er mit Verlust der Seligkeit den schäumenden Becher der Freude und Wonne hört er aber den Donner des Kampfes in der Ferne, dann springt er auf, greift zum Schwert und schlägt mit wuchtigen Hieben um sich, bis es wieder stille wird und er zurücksinkt in den Arm der Liebe. Er war eine Dichterindividualität, die durch eigene Schuld nicht zum Abschluss gekommen, indem er eine harmonisch fortschreitende Entwicklung vereitelte. Hätte er länger gelebt und die angefangene Sichtung und Umdichtung der anstössigen Erzeugnisse auch beenden gekonnt, dann hätte seine Poesie wohl eine Beschränkung, aber in dem „weniger“ ein „mehr“ erfahren. Nur eine Belletristik „ad usum Delphini“ kann und darf auf allgemeine Beachtung hoffen, denn „ein Tropfen Hass, der in dem Freudenbecher zurückbleibt, macht den Segens-trank zum Gift.“

Der wilde Pulsschlag ohne Wahl  
Trieb dich in Lust und Schmach zumal,  
Und Phantasmus hielt überall  
Dich falsch umwoben;  
Doch deines Lichtes irrer Strahl  
War Licht von oben.

*R. Burns.*

## P. Abraham a S. Clara in seinen Beziehungen zum Benedictiner-Orden.

Von Dr. Friedrich Lauchert in Aachen.

Ulrich Megerle, der spätere P. Abraham a S. Clara, studierte von Herbst 1659 bis Herbst 1662 am Benedictiner-Gymnasium zu Salzburg. (Näheres über diese seine Salzburger Schuljahre und über seine dortigen Lehrer<sup>1)</sup> s. bei Karajan, Abraham a S. Clara, Wien 1867, S. 35—47.) Weshalb er dann, als er im Alter von 18 Jahren vom Gymnasium abgieng (er ist nach den vom Karajan gegebenen Nachweisen am 2. Juli 1644 geboren, nicht nach der früher gewöhnlichen Angabe 1642) und seine Berufswahl traf, nicht in den Benedictiner-Orden, sondern in den Orden der Augustiner-Barfüsser eintrat, entzieht sich unserer Kenntnis. Soviel jedenfalls sehen wir aus seinen Schriften, dass er sich auch später gern an diese Salzburger Jahre erinnerte und dass er die dankbare Gesinnung, die er der Salzburger Schule bewahrte, auf den ganzen Orden überhaupt übertrug.

<sup>1)</sup> P. Edmund Pannagl, P. Otto Aicher, P. Virgil Guggenberger. Der wissenschaftlich bedeutendste darunter war Aicher; Vgl. über denselben P. Magnus Sattler, Collectaneen-Blätter zur Geschichte der Univ. Salzburg (Kempten 1890), S. 255—258.